

Lofendes Geschrei erhob sich aus der Menge des dichtgedrängten Volkes, von den Holztribünen wehten die Tüchlein der Damen und grüßten den Sieger. Und in all dem Lärm zerflatterten die Worte des errötenden Kindes: „Ich soll Euch den Dank geben, Herr Graf —!“

Das Kampffspiel war zu Ende, der Herzog ritt zum Schlosse empor; in goldenen Sänften schwankten die Damen hinter ihm drein. Die Tribünen leerten sich; das Volk flutete zurück in die Stadt.

Rauchwölklein stiegen von den zahllosen Kaminen der Dächer und legten sich als goldiger Dunst über die Firste.

Langsam ritt auch der Graf im wimmelnden Volke, zwischen den hohen, teppichgeschmückten Häusern über welches Gras und staubige Blumen nach seiner Herberge.

Zwei Gewappnete ritten nicht weit hinter ihm.

„Der da vorne,“ sagte der eine, „der darf auch nur zugreifen und alles gelingt ihm.“

„Unserer plagt sich und hilft ihm doch nichts,“ murzte der andre.

„Den schönen Becher hat er uns nun weggeschnappt,“ grollte der eine.

„Den schönen Becher?“ rief der andre und spuckte aus. „Ich schenk' ihm seinen schönen Becher zum zweiten Male, was kümmert's mich? Aber —“

„Was aber —?“

„Hast du sie gesehen, die kleine Gräfin —? Hast du Obacht gegeben, wie sie ihm den Dank geboten hat?“

„Wie wird sie ihn geboten haben? Wie alle diese Gänse — nicht?“

„Sicherlich anders als etwa dir oder mir, Gernot. Scharf hingeguckt hab' ich. Und du hast ja recht, der da vorne darf nur zugreifen, dann hat er's!“

„Das wäre!“ rief nun der erste und machte große Augen. „So ein Fremder, so ein Hergelaufener —?“

„I was fremd? I was hergelaufen?“ lachte der zweite. „Wer den Herzog aus den Ungläubigen herausgehauen hat, ist kein Fremder in seinem Lande.“

„Walram —!“ rief der erste und hielt sein Roß an.

„So schrei doch nicht, daß alles Volk auf uns schaut, Gernot! Aber ich sag's noch einmal — er darf nur zugreifen, und er hat die blonde Kleine und hat die Grafschaft dazu.“

„Ist doch noch die Frage,“ meinte der erste und trieb sein Roß an.

„Es ist keine Frage,“ beharrte der andre. „Sie hat ihm den Dank mit zitternden Händen gereicht — gezittert hat sie, Gernot, und ich kenne sie doch von klein auf — und hat ihn angesehen, als wollte sie sagen: Ei, so nimm mich doch mit samt dem goldenen Becher!“

Der eine mußte lachen, so kläglich hatte der andre die Worte gesagt. „Se nun, dem glückt's, dem nicht!“ meinte er mißmutig und stieg vor dem Tore seiner Herberge vom Pferde.

Nacht war's.

Aus den Fenstern der Herzogsburg sprühte das Licht zahlloser Kerzen, und aus den Gärten, die sich stufenweise von ihr hinab zu Tale zogen, flammten die Feuer der Pechpfannen zum dunkeln Himmel empor.

In den Gärten wogten die Gäste des Herrschers. Blumen dufteten aus zahllosen Beeten in die laue Luft. Süße Tanzweisen quollen aus den Fenstern des Palassaales, und im bunten Reigen bewegten sich gleitend die Herren und Damen über den blinkenden Marmor. Schwere Teppiche hingen von den hohen Wänden hernieder, und ihre gestickten Bilder leuchteten in farbiger Pracht.

Über den Kies des Gartens schritt eilig ein junger Edelmann. Raunend fragte er diesen und jenen, in alle Lauben warf er spärende Blicke. Endlich fand er den Gesuchten.

Das weiße Festgewand des Grafen schimmerte rötlich im Widerschein der ölgetränkten Papierlampen. Er stand mit gesenktem Haupte, er hatte die Hände auf die Mauerbrüstung gestemmt und starrte hinaus in die Nacht.

„Endlich —!“ raunte es hinter ihm.

Da wandte er sich.

„Aber was machst du denn, Castell?“ raunte es wieder.

„Ich?“ fragte der Graf und lächelte.

„Weißt du denn nicht, wohin du gehörst? Die Herzogin hat schon zum dritten Male nach dir gefragt.“

„Ich stehe ihr zu Diensten,“ sagte der Graf und wandte sich.

„Freund,“ grollte der andre, „hast du Augen im Kopfe und kannst es nicht sehen?“

„Und was soll ich sehen?“ fragte der Graf und lächelte wieder.

„Dein Glück!“

„Und wo ist mein Glück?“ kam die leise Frage zurück.

Abseits, im untersten Garten, wo blühende Rosenbäume einen runden Steintisch im Halbkreis umgaben, saß die Herzogin mit etlichen vertrauten Herren und Damen. Und neben ihr saß die Jungfrau, die des Nachmittags den Dank gesendet hatte.

Nachtfalter schwirrten um das mattleuchtende, ölgetränkte Papier der Lampen, die an Schnüren aufgereiht hingen über dem Buschwerk. Und nur ganz gedämpft klang die Musik aus dem Palassaale herab.

Mit gutigem Lächeln dankte die Herrin für die

Kniebeuge des Grafen, und eine Handbewegung wies ihm den Sitz an.

„Wir spielen, lieber Graf,“ sagte sie. „Es ist das Spiel: La reine, qui ne ment pas. Wollt Ihr dabei sein?“

„Ich kenne das Spiel nicht, hohe Frau.“

„Schadet nichts —! Es ist ein simples Spiel. Hört, lieber Graf: Wir haben eine Königin gewählt —!“ Sie wies auf ihre Nichte, die mit gesenkten Augen neben ihr saß.

Der Graf verneigte sich höflich.

„Und nun geht's reihum. Jede Dame hat das Recht, eine Frage an einen der Herren zu richten, und die Königin entscheidet, ob er die Antwort geben muß oder nicht. Muß er sie geben, so ist er zur Wahrheit verpflichtet.“

„Auf Ehre, hohe Frau?“ fragte der Graf lächelnd.

„Auf Gewissen,“ kam die Antwort von den lächelnden Lippen der Herzogin. „Also weiter im Spiele!“ befahl sie.

Eine Dame rief über den Tisch: „Ich frage den Grafen von Wolkenstein, wess ist der blaue Schleier, mit dem er heute geritten ist?“

Lachen und Murmeln antwortete der lecken Frage. Verlegen fuhr der dicke Wolkensteiner auf seinem Sitze hin und her und murmelte: „La reine —?“

Mit gesenkten Augen antwortete la reine: „Es

ist nicht Sitte, daß einer den Namen seiner Holden nennt — auch nicht im Spiel.“

„Gut!“ sagte die Herzogin. „Weiter, ihr Damen!“

Da rief eine über den Tisch: „Und ich frage Herrn Gernot, warum nicht er sich heute den goldenen Becher erstritten hat?“

„La reine?“ fragte Herr Gernot.

Und mit gesenkten Augen entschied la reine: „Die Frage soll gelten.“

„Sehr einfach,“ meinte Herr Gernot und strich seinen kurzgeschorenen Bart. „Weil“ — er verneigte sich mit finsternem Lächeln gegen la reine — „der Becher gewiß von vornherein mir nicht, sondern einem andern bestimmt war.“

Jähe Röte schlug aus dem lieblichen Antlitz der kleinen Gräfin. Hilflos suchten ihre Augen die Herzogin. Halbverhaltenes Lachen ging durch die Reihe, und ein alter Höfling raunte seinem Nachbarn unhörbar ins Ohr: „Guckt sie nur an, guckt sie nur an!“

„Weiter im Spiel!“ befahl die Herzogin mit Hoheit und drückte verstohlen die kleine Hand.

Eine Dame rief über den Tisch: „Und ich frage den Grafen zu Castell — was habt Ihr gedacht, als Euch der Dank gespendet wurde?“

„La reine —?“ Der Graf sah hinüber in ein totenbleiches Antlitz.

Hilfesuchend wandte la reine die Augen zur

Herzogin, und diese nickte unmerklich. Da brachte la reine mit Mühe hervor: „Die Frage soll gelten.“

„Auf Gewissen?“ fragte der Graf.

„Auf Gewissen,“ hauchte la reine.

Der Graf lehnte sich ein wenig zurück und sah hinaus ins Leere. Dann begann er mit halblauter Stimme: „Es ging mir ein Lied und eine Weise durch den Sinn. Lied und Weise hab' ich vorhin gar erfonnen, da rief mich Eure Gnade zum Spiel, Frau Herzogin.“

Lächelnd winkte die hohe Frau, und eine Nota ging von Hand zu Hand. Der Graf nahm sie, neigte dankend das Haupt, strich über die Saiten und begann:

Wohl, ich litt so manche Plage —
doch an diesem Freudentage
ward mir Glück und Heil
wundersam zuteil.

Darf es ihren Händen danken,
ihren weißen, ihren schlanken;
denn aus ihnen habe
ich die stolze Gabe.

Wenn ich dennoch traurig stehe
und in meinem Leid vergehe,
trag' nur ich die Schuld —
o vergebt in Schuld.

Eine alte, hohe Linde
steht und raunt im Abendwinde;
ihrem süßen Rauschen
muß ich allfort lauschen,

und am fremden Strande
denk' ich fernem Lande —
Heimweh sondergleichen
will mich überschleichen.

Stärker ist es nie gewesen,
nimmer kann ich hier genesen —
hört mein flehend Wort:
Laßt mich, laßt mich fort!

Leise verklangen die letzten Töne des Saitenspiels. Aus einem fahlen Gesichte starrten zwei große Augen mit brennendem Glanze auf den Sänger. Dann aber neigte la reine langsam das liebliche Haupt, und ihre Blicke hefteten sich auf ihre gefalteten Hände im Schoße.

Mit kaltem Lächeln sagte die Herzogin: „Ein hübsches Lied. Weiter im — Spiel!“

Wie vordem schwirrten von schönen Lippen die Fragen kreuz und quer über den Steintisch. Immer wieder hieß es: „La reine —?“ Und immer wieder hauchte die bleiche reine: „Die Frage soll gelten!“ Und es geschah nie mehr in jener Nacht, daß eine Frage nicht galt.

Still saß der Graf, und keine Frage ward mehr gerichtet an ihn.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Das war ein sonnenfroher Abend im Lande der Franken!

Zwischen dem dürren Laube des vergangenen

Herbstes leuchteten die letzten Maiglöden, Duft stieg empor vom jungen Grün der Eichen, Wohlgeruch flutete zu Tale vom frischen Laube der Linde; in ein Meer von zarten Farben sank am wolkenlosen Himmel der glühende Ball; einen riesigen Schatten warf der graue Wachturm vom Herrenberge zum Schloßberg hinüber, und in den Tiefen des Grüberts tönte der Pfiff des Pirol, klang das Klopfen des Spechtes, lockte der neckische Kuckuck, sang zwischendarein ihre süßesten Lieder die Amsel.

Droben in der Burg waren alle Fensterläden geöffnet; bis in den finstersten Winkel strich die laue Luft. Lenz war's im Frankenlande, wonni-ger Lenz.

Unter der heiligen Linde saß auf dem steinernen Stuhle die Gräfin-Mutter. Sie saß auf weichem Kissen, und ihre Knie waren umhüllt mit einer leichten, blauseidenen Decke. Sie war allein und las in einem kleinen Buche. Ein altes Hündlein ruhte neben ihr, hatte ein Stück von der Decke genommen und schmiegte sich an ihre Füße.

Sie ward des Lesens müde, ließ das Büchlein in den Schoß sinken, lehnte sich behaglich zurück, sah hinunter ins unergründliche Waldtal und lauschte dem melodischen Gewirre der zahllosen Stimmen des Frühlings.

Ein Trüpplein singender Kinder trat tief unten aus dem Schatten des Waldes auf die grünleuch- tende Wiese heraus, und hell klang es empor zu

der einsamen Frau. Sie kannte die alte Weise, die immer wieder im Lenz ertönte am Saume der fränkischen Wälder. Sie kannte die alte Weise, die jung blieb, weil sie fortgetragen wurde von Kindermund im Wechsel der Zeit. Sie fühlte das Herze pochen, sie gedachte des ersten Lenzes, dessen Blütendüfte dieses Lied, gerade dieses Lied emporgetragen hatten zu dieser Linde, zu eben dieser jung grünenden, duftenden Linde. Und sachte tropften ihre Tränen auf die welken Hände, während das Lied zum zweitenmal erklang:

Ihr weißes Röcklein hat, gottlob,
die Lanne ausgezogen,
und wie der Sturm ist über Nacht
der Frühling hergeflogen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Auf grünen Wald, auf roten Alee
lacht nun die Sonn' hernieder,
dieweil der Fink im Apfelbaum
pfeift seine schönsten Lieder —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Wir Jungen tanzen durch die Au
im Frühlingssonnenscheine,
und mancher Alten fährt die Lust
noch in die dürrn Beine —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Bringt alles, was euch Sorgen macht,
nur in die Maiensonne
und sagt, wer kann noch traurig sein
in solcher Lenzeswonne? —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Es ist das Herze wunderleicht
mir, dir und — uns zwei beiden;
drum lebe, was da leben mag,
wir wollen's keinem neiden —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Die Lebenszeit, o weh, ist kurz
und wird gar bald sich enden;
drum pack das Leben, wo du kannst,
und halt es fest in Händen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Aus der Tiefe des Hohlwegs klang der Hufschlag schraubender Kofse. Die alte Frau wandte das Haupt und lächelte unter ihren Tränen. Die Kofse hielten, und der Reitknecht hob die junge Gräfin aus dem Sattel.

„Michiza!“ flüsterte Frau Imma.

Das Fräulein raffte sein Reitkleid und kam unter die Linde. Mit Wedeln und Winseln richtete sich das Hündchen an ihren Knien empor. „O —!“ sagte sie, trat neben den Steinsitz und strich lieblosend über die runzeligen Wangen der Greifin, beugte sich hernieder und küßte die Tränen von ihren alten Augen.

„Laß, laß, Kind!“ wehrte Frau Imma. Doch es war ihr nicht Ernst mit dem Sträuben. Michiza kniete nieder, und die Greifin schlang den Arm um ihren Nacken.

„Ich darf nur fortgehen, dann kommen die schwarzen Gedanken, Frau Patin.“

„Wie die Fledermäuse, wenn die Sonne gesunken ist,“ vollendete die Gräfin. „Aber Kind, du bist heiß, die Abendluft wird dir schaden.“

Michiza erhob sich, schüttelte das Haupt, streifte langsam ihre Handschuhe ab und sah mit großen glänzenden Augen hinaus über das enge Tal, auf das goldgrün schimmernde Blättermeer des Bergwaldes.

„Kind, tu mir den Gefallen und nimm das Tuch —!“

„Meint Ihr, Frau Patin?“ antwortete Michiza traumverloren, legte gehorsam das Tuch um ihre Schultern und sah wieder unverwandt hinüber zum Walde.

Lächelnd betrachtete die Gräfin das schöne Antlitz. Endlich sagte sie: „Gia, liebe Chizza, du siehst aus, als wäre dir Wunderbares begegnet?“

Ein tiefer Atemzug rang sich empor aus der Brust des Fräuleins: „Wunderbares, Frau Patin. O ja, Wunderbares — der Frühling, Frau Patin — —!“

„Er selbst?“ fragte die alte Frau und wandte den Blick nicht von dem lieblichen Antlitz.

Da schaute Michiza der Patin voll in die Augen und sagte mit fester Stimme: „Er selbst, Frau Patin.“

Freundlich lächelte Frau Imma und um ihre Augen zuckte es. Ihre Rechte tastete nach der Hand des Fräuleins und drückte sie leise. „Michiza, sei nun einmal recht gut,“ schmeichelte sie.

„Aber bin ich denn jemals recht böse mit Euch, Frau Patin?“ kam die verwunderte Frage zurück.

„O Gott bewahre,“ sagte die Herrin, „böse — du? Aber sei mal recht gut und setze dich her zu mir!“

Gehorsam bückte sich Michiza, nahm einen Schemel und setzte sich neben das Hündchen, faltete die Hände über den Knien und sah ernsthaft empor zu der alten Frau.

„Nein, so nicht, so darfst du nicht schauen,“ sagte die Gräfin unzufrieden.

„Aber wie soll ich denn schauen?“ fragte Michiza lächelnd.

„So auch nicht,“ murkte die Herrin. „So wie vorhin, so wie man den Frühling anschaut.“

„Also wie man den Frühling anschaut,“ sagte Michiza und schnitt ein klägliches Gesicht.

Nun mußte die alte Frau lachen: „O was — dir werden die Späße vergehen, wenn's einmal ganz Winter geworden ist — ganz Winter, hörst du?“

„Und wann wird das kommen, Frau Patin?“ fragte Michiza.

„Wenn du eine alte Jungfer geworden bist,“ platzte die Patin heraus.

Freundlich lächelte das Fräulein. Dann sagte es mit Bestimmtheit: „Das wird nie kommen, Frau Patin.“

„Vielleicht bald, als du glaubst,“ flüsterte die Herrin nicht ohne Grobheit.

„Niemals, Frau Patin.“

„Und warum nicht?“

„Weil — weil —“ Fräulein Michiza wurde dunkelrot und hielt inne. „Weil — ich eher eine junge Nonne werde als eine alte Jungfer. Nun wißt Ihr's.“

„Ernsthaft, bitt' ich mir aus, Michiza! Der von Hollach —“

Michiza warf den Kopf zurück.

„Na, was gib't's denn?“ zürnte die Herrin. „Der von Hollach hat heute zum zweitenmal um dich anhalten lassen.“

„Und da soll ich nun schauen, wie man den Frühling anschaut?“ fragte Michiza und sah lächelnd, mit halbgeschlossenen Augen zur Patin empor.

Ärgerlich murkte Frau Imma unverständliche Worte vor sich hin. Michiza aber sprang auf, trat seitwärts, reckte ihre hohe Gestalt, schlang die gefalteten Hände rückwärts um ihren Hals, bog das Haupt zurück und sagte aus tiefster Brust: „Niemals, Frau Patin!“

Frau Imma zupfte ärgerlich an der seidenen Decke.

Die Dämmerung hatte den Goldschimmer des Abends weggewischt von der Berghalde des Grüber. Regungslos stand Michiza und blickte zum Himmel empor. „Glaubt Ihr, Frau Patin,“ begann sie, „glaubt Ihr das alte Märlein, daß jähe Freude einem Menschen plötzlich den Tod zu bringen vermag?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte die Gräfin. „Aber das weiß ich, daß mich der Arger über dich noch mit der Zeit langsam ins Grab bringen wird.“

Michiza lächelte nicht mehr. Sie stand regungslos, blickte zum Himmel empor und fragte zum zweiten Male: „Glaubt Ihr das Märlein, Frau Patin?“

Die Greisin hob das Haupt: „Du bist so sonderbar, mein Kind —?“

Da ließ sich das Fräulein auf die Knie nieder. Ihr Atem ging schwer, und sie fragte raunend zum dritten Male am Ohre der Herrin: „Glaubt Ihr das Märlein?“

„Man hat's zuzeiten gehört,“ antwortete die Greisin.

Tief drunten im Tale begann eine Nachtigall zu schlagen. Michiza aber sagte: „Ich muß es wissen, was Ihr denkt von dem Märlein. Irgendwo in der Nähe — irgendwo lebt ein alter Vater oder eine alte Mutter — es mag eine Mutter sein — die hatte vor langer Zeit ihr Kind verloren, ihr Kind, hört Ihr —?“

„Ich höre,“ nickte die Greisin freundlich.

„— hatte ihr Kind verloren, Frau Patin. Es war fortgezogen. Es hatte sich in fremde Dienste verbunden. Es blieb verschollen. Nie kehrt's zurück, sagten die Leute. Das Kind von damals war tot.“

„Tot,“ wiederholte die Gräfin.

„Und der alte Vater — nein, 's ist eine alte Mutter — die alte Mutter hat es wohl endlich selber glauben müssen.“

„Selber glauben müssen,“ wiederholte die Gräfin und senkte das Haupt.

Michiza flüsterte: „Und hört nur, Frau Patin — heute sagen die Leute anders — sie sagen, es sei nicht tot, das — — Kind, es sei gesehen worden im Lande. Aber sie fürchten —“

„Was fürchten sie?“ fragte die Herrin mit trockenen Lippen.

„Sie wird sterben vor Glück, so fürchten die Leute,“ vollendete Michiza.

„Sterben vor Glück?“ wiederholte die Greisin nachdenklich.

„Und sie haben mich um Rat gefragt,“ fuhr Michiza fort, „mich — Frau Patin — um Rat gefragt. Da hab' ich ihnen geantwortet: Wie kann ich's wissen? Aber ich will die Gräfin-Mutter fragen.“

Aus der Tiefe des Grüber klang das süße Lied der Nachtigall.

Näher schmiegte sich das Fräulein an die Knie

der Greisin und raunte an ihrem Antlitz: „Wenn nun — erlaubt mir's zu sagen — wenn nun Euer eigner Sohn —“

„Michiza!“ Klagend hob die Gräfin ihre Hand und wandte sich ab.

„Vergebt mir!“ bat Michiza, griff nach der Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ich muß es hören, es handelt sich um ihr Leben — und Ihr nur könnt raten, Frau Mutter.“

„Alte Menschen haben mürbe Herzen,“ flüsterte die Gräfin schluchzend. „Man muß es dem alten Vater langsam erzählen — hörst du? — langsam, sehr langsam!“

„Es ist eine Mutter,“ raunte Michiza.

„Man muß es der Mutter langsam, sehr langsam erzählen,“ wiederholte die Gräfin.

„Ihr müßt — ich kann mir nicht helfen — Ihr müßt nun alles überlegen,“ raunte Michiza. „Denkt Euch, Ihr wäret die alte Mutter —!“

„O Kind, quäle mich nicht!“ schluchzte die Greisin.

„Kann mir nicht helfen, es muß sein. Denkt Euch, Ihr wäret die alte Mutter und er — er käme!“

Der volle Mond war hinter der Burg emporgestiegen, und in seinem goldenen Lichte erglänzte der Wald bis in die Tiefe des Tales.

„Denkt Euch, er käme nun im Mondlicht geritten! Hört Ihr?“

Die Greisin schluchzte.

Michiza sprang auf, wandte laufend den Kopf zurück und sprach langsam: „Jawohl, er kommt von Rüdenufen — hört Ihr? Schon klingen die Hufe seines Pferdes zwischen den Hütten von Castell, hört Ihr, Frau Mutter? Nun schnaubt es den Kniebrecher empor — hört Ihr? Nun kommt es den Hohlweg herein zwischen die Planken, Frau Mutter —!“

Die Greisin schluchzte stoßweise.

„Und nun hält Euer Sohn und wartet zwischen den Wällen, wartet, bis ich ihm sage: Hierher, Friedel, die Freude wird sie nicht töten.“

Die Greisin schluchzte nicht mehr. Mit schwimmenden Augen sah sie auf das erregte Gesicht des Fräuleins. Und mühsam brachte sie heraus: „Michiza — die Mutter bin ich —?“

Michiza schlang die Arme um ihren Nacken und bedeckte das runzelige Gesicht mit Küssen. Aber sie sagte kein Wort.

„Ich —?“ wiederholte die Greisin und schob sie heftig zurück.

„Ihr!“ antwortete die klare, tiefe Stimme.

„Michiza —!“ Die Mutter griff an ihr Herz.

„Darf ich ihn bringen?“ fragte Michiza nach einer Weile und erhob sich.

„Im Namen Gottes, des Vaters!“ sagte die Gräfin, faltete ihre zitternden Hände, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Im tiefen Tale sang die Nachtigall ihr Liebeslied.

Nichiza ging zurück, den Hohlweg zwischen die Planken hinab, kam wieder, brachte an ihrer Hand den Heimgekehrten und führte ihn zu seiner Mutter.

Der große Mann beugte das Knie und bedeckte die Hand der Greisin mit Küssen.

Und seine Mutter keuchte: „Friedel!“ Dann sagte sie stoßweise: „Ich habe — gestern — erst — frisches Leilachen — breiten lassen — über dein Bette — auf dem — Tischlein am — Fenster — stehen Mai-blumen.“ Und nun begann sie sachte zu weinen. —

Im tiefen Tale sang die Nachtigall ihr Liebeslied. Mit leisem Winseln war das alte Hündchen herangekrochen und leckte den staubigen Stiefel des Mannes. Neben dem Geliebten aber kniete Nichiza und streichelte die Hände der Mutter.

Tief drunten im Tale trat einer aus dem Walde und sang, wie vorher die Kinder gesungen hatten:

Es ist das Herze wunderleicht
mir, dir und — uns zwei heiden;
drum lebe, was da Leben mag,
wir wollen's keinem neiden —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Und leise verklang es:

Die Lebenszeit, o weh, ist kurz
Und wird gar bald sich enden;
drum pack das Leben, wo du kannst,
und halt es fest in Händen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

An seinen Krücken kam der Schlossherr vom Tore herab, und vor ihm sprang leichtfüßig der blonde Knabe zur Linde hinan.

Knechte und Mägde rannten in den Schloßhof, drängten sich unter das Tor und spähten hinüber zur mondbeglänzten Linde.

„Herrgott — Herrgott!“ murmelte immer wieder Knecht Eckart und preßte dabei den Arm des uralten Kämmerlings. „Herrgott — Herrgott — wir haben's halt doch noch erlebt!“

Eine Gürtelmagd lief zur Magd Kunne und erzählte ihr die wunderfame Märe. Die Greisin aber murkte störrisch: „Ei was, Herr Friedel kommt nie mehr!“

Weitere Werke von August Sperl

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Volksausgabe. 12. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—
Teure Ausgabe: geheftet M 7.—, gebunden M 8.—

Aus einigen Besprechungen:

„Sperl ist Idealist, aber er ist durchaus nicht unwahr. Aus dem Roman spricht eine ehrliche Begeisterung für alles Große und Edle in der Welt, eine in der Gegenwart fast ausgestorbene Eigenschaft. Und eines ist an ihm zu rühmen: man entdeckt nirgends eine Anlehnung an fremde Muster. Sperl schreibt, als ob es weder Franzosen noch Norweger gäbe; er borgt nicht, sondern lebt von eigenem Vermögen.“

Karl v. Thaler, Neue Freie Presse.

„Ich stehe jedenfalls nicht an, den Roman zu dem Besten seiner Gattung zu stellen, was die letzten Jahrzehnte bei uns hervorgebracht haben.“

J. Ettlinger im Lit. Echo.

„Ueber dem Ganzen weht der unbeschreibliche Zauber der Poesie, den nur ein Dichter zu schaffen versteht, der aber alle poetisch Empfindenden mit sich in Dichters Lande führt.“

Münchner Neueste Nachrichten.

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatolisierung der Oberpfalz geschrieben. Aber nicht sentimental. Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft.“

Pastor Lic. Dr. M. Schtan, in der „Christlichen Welt“.

„Mit einer kernigen, aber ebenso lieblichen Sprache hat der Autor verstanden, eine lebhafte Schilderung von durchweg erquickender Frische zu verbinden, die um so wirksamer hervortritt, als die reich bewegte Handlung geradezu dramatische Spannung entwickelt. Obwohl die Quellen zu ‚Hans Georg Portner‘ offenbar in vergilbten Urkunden und in längst verlegten Akten liegen, haftet der Erzählung doch nichts von jenem archivalen Staube an, den man leider so häufig zwischen den Blättern ähnlicher Bearbeitungen historischer Vorgänge findet.“

Saale-Zeitung.

So war's. Ernst und Scherz aus alter Zeit.

5. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

„Der Verfasser besitzt die seltene Gabe, den Leser so völlig in eine ferne Zeit zurückzuversetzen, daß ihn deren längst überlebte Eigentümlichkeiten bei aller Befremdung als naturnotwendiges Ergebnis anmuten, eine Gabe, die sich nur aus der vollen Beherrschung des Stoffes ergibt.“
Wiener Abendpost.

„Hier alte Geschichten . . . Gut erzählt sind sie alle, die besten jedoch 'Marro!' und 'Der Jacquin' . . . Zwei Perlen des geschichtlichen Humors!“
Deutsche Zeitung, Berlin.

„Zur Familienlektüre hervorragend geeignet. Wo noch Geschmack und Sinn da ist für Sperls Kunst, da ist auch Geschmack und Sinn für das Heilige und Reine, für das Edle und Schöne.“
Korrespondenzblatt für die
evangel.-luther. Geistlichkeit Bayerns, Nürnberg.

„Der Historiker Sperl hat hier dem Dichter Sperl zu einträchtigem Wirken die Hand geboten, eine selten glückende, wenigstens so vollkommen glückende Verbindung, aus der Tüchtiges, ja Vorzügliches hervorgegangen ist. Die Sprache dieser Novellen ist knapp und markig, die Gestaltung des Stoffes scharf und charakteristisch. In Farben und Ton der Darstellung sind die Geschichten dem Wesen der Zeit, in der sie spielen, mit feinem Empfinden angepaßt. Es ist im allgemeinen gefährlich, Vergleiche zu ziehen, und es verführt meistens zur Ueberschätzung, deshalb möchten wir hier nur bemerken, daß die Sperlschen Novellen an die Werke eines Meisters der historischen Novelle, Conrad Ferdinand Meyers, unwillkürlich erinnern.“
Leipziger Zeitung.

„Eine Justizgeschichte, eine gruselige Schloßgeschichte, eine Verwaltungsgeschichte und eine ergötzliche Hofgeschichte bekommen wir hier zu hören — jede in ihrer Art so wohl gelungen und abgerundet, daß einem die Wahl wehe tut, welcher der prächtigen Erzählungen man den Preis zuerkennen soll. Hier sind wirklich „Ernst und Scherz“ in glücklichster Mischung vereint und geben den richtigen Grundton für die charakteristischen, fein ausgearbeiteten kleinen Zeitbilder aus der Vergangenheit.“
Staatsanzeiger für Württemberg, Stuttgart.

„Ein Werk echt Sperlscher Erzählungskunst, die sowohl den Ernst beherrscht, als auch der Dichterlaute heitere Töne zu entlocken versteht. Ernst und Scherz wechseln mit einander ab, und die dunkle Tragik wird aufgelöst durch fröhlichen, fast übermütigen Humor.“
Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger, Berlin.

Kinder ihrer Zeit. Drei Geschichten.

4. bis 5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Von großer erschütternder Schönheit. — Sperls Werken schafft zwar der Kulturhistoriker den Stoff herbei, doch gestaltet ihn stets der Dichter.“
Wiener Abendpost.

„August Sperls Gestalten sind stark silhouettiert gegen die Zeit, die Darstellung ist von strosender Gegenständlichkeit, die Fabel ist nicht wie bei Dichtern, die erst auf einem Umwege zur Erzählungskunst gelangt sind, halbe Nebensache, sondern das Ursprüngliche und Hauptsächliche, dem alles andre dient. Jede Szene führt deshalb vorwärts, und bei aller Fülle im einzelnen hat man doch den Eindruck des Knappen, Geschlossenen, das Gefühl einer energischen, zielbewußten Führung. Vor einem Dichter, der so gestalten kann, muß man den Hut ziehen.“
Kopenhagen & Klings Monatshefte.

„August Sperl gehört zu den wenigen Dichtern, die noch eine rechte Novelle zustande bringen, weil sie sich an den großen germanischen Novellisten gebildet haben. So bieten auch seine neuen Novellen einen starken künstlerischen Genuß. Man kann nur wünschen, daß dieses Buch in recht viele Hände gelangt.“
Der Kunstwart.

Serzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Illustriert.

5. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„. . . Uebrigens gar nicht so harmlos, wie man bei einer flüchtigen Durchlesung meinen könnte. Diese Badeärzte, denen es vor allem darauf ankommt, den Besucher recht lange an den Badeort zu fesseln, sind mit einer ganz grimmigen Satire gezeichnet.“
Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München.

„Das prächtige Buch verdient eine sehr warme Empfehlung. Es ist so recht auf den behaglichen Ton echter und rechter Festtagsfreude gestimmt, so das Innere des Menschen erwärmend, ihn mit stiller Heiterkeit erfüllend.“
Leipziger Tageblatt und Anzeiger, Leipzig.

„Eine liebenswürdige Schöpfung, an deren leicht dahinfließender Darstellung und heitrer Laune man sich gern erfreut und die in der Geißelung der in manchen Badeorten seitens angesehener, aber keineswegs gewissenhafter medizinischer Kapazitäten betriebenen 'Schaffsur', d. h. der energischen, geschäftlichen Ausbeutung der Patienten, auch ein Stück ernster Satire bietet.“
Schlesische Zeitung, Breslau.

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8.50, gebunden M 10.—

„Ein eminent wertvoller Beitrag zur Geschichte des unterfränkischen Landes. ‚Bilder‘ will das Buch uns bringen, Bilder aus deutscher Vergangenheit, und wenn Sperl schon seinerzeit bei seinem Bekanntwerden neben Gustav Freytag gestellt worden ist, so tritt er durch seine castellische Geschichte erst recht an die Seite des großen Poeten und Historikers, indem er die Geschichte eines der ältesten deutschen Dynastengeschlechter in meisterhaft kulturhistorischer Beleuchtung vor unsre Augen stellt. Nichts von Altentstaub und langweiliger Bureauprosa, nichts von Modergeruch weht uns aus diesen Blättern an, sondern ein frischer Hauch des echten, unverfälschten Lebens. Es sind keine gebrechelten, hochdichterlich zurechtgestutzten Helden und Heldinnen, keine auf Goldgrund gemalten Idealgestalten, die uns hier entgegen treten, sondern Menschen von Fleisch und Blut, die gekämpft und gelitten und gesündigt haben, starke und schwache Menschen mit Licht- und Schattenseiten, mit Tugenden und Fehlern — Menschen, wie sie waren und sind und sein werden.“

A. Bomhard in der Augsburger Abendzeitung.

„Der große Reiz des Buches besteht in der klaren, übersichtlichen Darstellung des überreichen Stoffes und in der herrlichen, des Dichters unsres besten deutschen Romanes (Die Söhne des Herrn Budiwoj) würdigen Sprache. Zum erstenmal ist hier in diesem Umfange die Geschichte eines deutschen Dynastengeschlechtes geschrieben worden: Schon das gibt dem Werke Bedeutung. Daß es aber August Sperl zum Verfasser hat, ist das Entscheidende; das verleiht ihm dauernden Wert.“

Basler Nachrichten.

Im Verlage von C. G. Müller in Halle erschien:

Prickelnd. Novelle. 1.—3. Tausend. Kart. M 1.—

„Ein Kabinetstück novellistischer Erzählungskunst, das auf wenigen Seiten eine sehr ernste Frage moderner Schriftstellerei in tief ergreifender Weise behandelt.“

lit. Jahresbericht.

Dramatische Werke I. Geheftet M 2.—, geb. M 3.—

„Gestalten, in denen Leben steckt und deren Wiedergeben seine Wirkung nicht verfehlen dürfte.“

Leipziger Zeitung.

In der C. G. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München sind erschienen:

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Roman aus dem 13. Jahrhundert. 11.—14. Tausend.

Billige Volksausgabe in einem Bande.

6.—9. Tausend. Gebunden M 6.—

Die Ausgabe in zwei Bänden in größerem Druck 5. Auflage. Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

bleibt neben der Volksausgabe bestehen.

„... Es gibt wenige Romane, die man dem deutschen Volk als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben und im häuslichen Kreise wieder und wieder zu lesen und zu besprechen, empfehlen kann. Die ‚Söhne des Herrn Budiwoj‘ sind ein solches Buch; jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz an dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen.“

S. Hart in Velhagen & Klasing's Monatsheften.

„Seit C. F. Meyer hat kein Erzähler so unmittelbar und tief in Anschauung und Geist einer weit entlegenen Zeit einzuführen vermocht... Durch das Werk geht ein ernster, tief christlicher Zug.“

M. Vorberg in der Neuen Preuß. (H) Ztg.

Sperl nimmt den historischen Roman da auf, wo Schöffel ihn in seinem ‚Eckehard‘ gelassen, und führt ihn wohl noch über dessen Ziel hinaus... Zeit und Persönlichkeit werden mit realistischer Kraft geschildert, aber noch echter und unverfälschter leuchtet aus der Darstellung der Geist hervor, von dem jene Tage erfüllt waren, ein Geist, der sich in den einzelnen Gestalten der Dichtung mit charakteristischer Treue widerspiegelt.“

Dr. S. Holtzof in über Land und Meer.

Fridtjof Nansen. Ein Sang.

1. u. 2. Auflage. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

„Eine nordische Odysee... in prächtigen Versen und tief sinniger Sprache, die geheimnisvoll wie die Gegenden, die sie besingt, an unser Ohr und unsre Phantasie sich wendet.“

Geb. Ob.-Rheg.-Nat Dr. A. Matthias, Düsseldorf. Zeitung.

„Ein Werk von hoher poetischer Kraft, von reichem Gemüt und philosophischer Tiefe.“

Leipziger Zeitung.

„Nag Nansens Name noch so viel gerühmt werden, Sperls Epos ist eines der schönsten Ehrenmäler, die für ihn aufgerichtet werden konnten.“

Münchener Neueste Nachrichten.

Die Fahrt nach der alten Urkunde.

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigranten-
geschlechtes. 9.—12. Auflage. Gebunden M 2,80

Diese neue Auflage zeichnet sich gegen die früheren acht Auf-
lagen durch ein handliches, zierliches Format und einen einfachen
schmucken Einband in Halbpergament aus. Der frühere Preis von
M 4,50 ist auf M 2,80 festgesetzt, um dem Buche auch in seiner neuen,
an sich schon anziehenden Gestalt eine recht große Verbreitung zu
ermöglichen.

„Form und Inhalt verbindet sich hier zur schönsten Harmonie;
der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt
sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter
der Menge unsrer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung
und Unterhaltung haschenden Erzählungen eine in hohem Grad
erfreuliche Ausnahme bedeutet.“ Prof. Dr. Franz Muncker, München.

„Es ist eine wohlthuende Vereinigung von elegisch-historischer
Empfindung und männlichem Bewußtsein der Gegenwart in den
Schilderungen des Buches, und es gehört trotz seiner Anspruch-
losigkeit zu den Büchern, die von dem Leser einige Sammlung ver-
langen. Möge es Lesern finden, welche ihm diesen heutzutage aller-
kostbarsten und seltensten Tribut zollen.“ Preuß. Jahrbücher.

Lebensfragen. Aus den hinterlassenen Papieren eines
Denkers. 3. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Es ist viel, aber nicht zuviel behauptet, daß diese väterlichen Worte
zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat.“
Christliche Welt.

„Nach langem Weilen und Wirken im stillen treten diese ver-
gilteten Blätter ihren Weg in die große Welt an, ernste Warnungs-
tafeln zu sein für die Jugend und Wegweiser am Pfade des Lebens.“
Hamburgischer Correspondent.

„Es sind Gedanken über die wichtigsten Lebensfragen, nicht
systematisch geordnet, in ihrer Gesamtheit aber zu einem geschlossenen
Ganzen sich zusammenfügend, in eindringlicher, zum Herzen redender
Sprache, Früchte gründlicher, namentlich philosophischer Studien und
umfassender Beobachtung und Erfahrung, Worte der Weisheit, ver-
bunden mit Ratschlägen der Lebensklugheit, voll Idealität, aber in
stetem Hinblick auf die Schranken des menschlichen Könnens, fest-
gegründet in gläubig-frommem Sinn, aber die Rechte des freien
Denkens wählend.“ Die Post.

